

Zur Praxis und Theorie der Feldforschungsausbildung in der Ethnologie

Martin Sökefeld

Feldforschungswissen

Kann man Feldforschung lehren? Jahrzehntlang wurde diese Frage nicht gestellt. Im Rahmen des Studiums der Ethnologie gab es – nicht nur in Deutschland – keine formelle Ausbildung zur Feldforschung. Feldforschung wurde als ein Übergangsritus betrachtet, den man durchleiden musste. Seligman zufolge ist die Feldforschung für die Ethnologie das, was das „Blut der Märtyrer für die Kirche ist“ (zitiert nach Stagl 1985: 291). So bestand die frühe Feldforschungsliteratur überwiegend aus Erfahrungsberichten, nicht aus methodischen Anleitungen zur Forschung. Zwar gab es mit den *Notes and Queries on Anthropology* praktische Anleitungen, die seit dem späten 19. Jahrhundert immer wieder aufgelegt und erweitert wurden, aber das waren keine Methodenhandbücher, sondern immer komplexer werdende Sammlungen von Fragen, die Ethnologen im Feld stellen sollten. Sie sagten wenig darüber aus, wie diese Fragen gestellt werden sollten.¹ Auch die Feldforschungserfahrung wurde in der Ethnologie relativ spät thematisiert, wenn man einmal von den heroischen Berichten in den Einleitungen zu Monographien absieht, wie etwa in Evans-Pritchards „Die Nuer“ (1940). Die Veröffentlichung von Malinowskis Tagebüchern (Malinowski 1967) brach das Tabu, dass über Persönliches weitgehend geschwiegen wird. Das Persönliche, Subjektive, galt bis in die 1960er Jahre hinein als suspekt, stellte es doch die Anstrengungen der Ethnologen, als strenge Wissenschaft zu erscheinen, als „branch of natural science“ gar, wie Radcliffe-Brown (1952: 188) schrieb, in Frage. Laura Bohannon hat ihre romanhaft verpackten Feldforschungserfahrungen Mitte der 1950er Jahre lieber unter einem Pseudonym veröffentlicht (Bowen 1964). Man kann das sicher als Verschleierungstaktik deuten, denn gewiss war für alle Ethnologen neben dem „Willen zum Wissen“ auch immer der Reiz der Erfahrung des Neuen, Anderen, Fremden, Exotischen, oder wie immer man den (damaligen)

Gegenstand der Ethnologie umschreiben möchte, eine wichtige Motivation zur Feldforschung. Seit den 1960er Jahren entstand eine boomende Literatur von Berichten über Feldforschungserfahrung.² Berühmte oder weniger berühmte Vertreter des Faches schrieben über ihre Erlebnisse während der Forschung und lieferten häufig amüsante Anekdoten aus ihren Forschungen; sie sagten ihren Lesern (und vor allem den Studierenden) aber *nicht*, wie sie es machen sollten. Der Impuls dieser Literatur war weitgehend ein mimetischer: Macht's genauso, wie es die großen Vorbilder gemacht haben! So schrieb Pertti J. Peltto im Vorwort zu seinem Methodenhandbuch, das 1970 erschien und eine der ersten systematischen Anleitungen zur Feldforschung war:

„When I embarked on my first major anthropological research venture (...) I had had no formal training in the logic and structure of social sciences research. Many of my peers have described a similar lack of methodological preparedness in the years of their doctoral candidacy. (...) We were not unconcerned about how field research is carried out (...) but we were assured by our teachers that we could learn the mysteries of field work only through personal immersion in the practically undescribable but romantically alluring complexities of the field“ (Peltto 1970: xi).

Ähnlich schrieb Hortense Powdermaker:

“Anthropologists have written only occasionally and usually briefly about what actually happens in the field. Most of the discussion of the actualities of field work has been limited to private discussions between anthropologists, and these usually touch only high spots or amusing anecdotes“ (1967: 9).

Angesichts der zentralen Bedeutung der Feldforschung für das Fach Ethnologie – Feldforschung wird immer wieder als ein zentrales Charakteristikum der Ethnologie genannt, das sie von anderen kultur- und sozialwissenschaftlichen Disziplinen wie etwa der Soziologie unterscheidet – mag es zunächst verwundern, dass es

so lange keine expliziten Lehrbücher der Feldforschung gab. Andererseits wissen Ethnologen, dass gerade die zentralen identifikatorischen Elemente von Kultur häufig mit einer Aura des Geheimnisvollen und letztlich nicht Explizierbaren umgeben werden. Wie dem auch sei, dieser Zauber ist gebrochen. Inzwischen ist es kaum noch möglich, einen Überblick über die wuchernde Methodenliteratur zu gewinnen. Es gibt Gesamtdarstellungen, Anleitungen zu spezifischen Methoden, Gesamtdarstellungen aus der Perspektive bestimmter theoretischer Schulen wie etwa der kognitiven Anthropologie, und Zeitschriften, die allein der Methodenfrage gewidmet sind. Dieser Boom hat sicher auch damit zu tun, dass seit der Entwicklung der Netzwerkanalyse und der kognitiven Anthropologie viele formalisierte Methoden in der Tat eine systematische Schulung voraussetzen und nicht auf der Basis des Imperativs: Geh ins Feld, nimm am Leben der „Eingeborenen“ teil und schreib alles auf! praktiziert werden können. Darüber hinaus gibt es wohl keinen Aspekt von Feldforschung, der nicht problematisiert und reflektiert worden ist, zum Beispiel auch die ethischen Aspekte der Forschung und die sehr zentrale Frage, was das mythische „Feld“ der Forschung eigentlich ist und wie man es findet.

Viel später noch als die Methodenliteratur hat sich der Methodenunterricht in der Ethnologie durchgesetzt. Als ich in den 1980er Jahren in Köln studierte, gab es zwar hin und wieder Lehrveranstaltungen mit empirischen Aspekten, in denen Studierende forschten, aber keinen Unterricht, der einfach „Feldforschung“ geheißen hätte. Soviel ich weiß, gilt dies auch für die meisten anderen Ethnologieinstitute, zumindest im deutschsprachigen Raum. Das Hamburger Institut war mit dem 1971 eingeführten Feldforschungspraktikum und der darauf vorbereitenden Feldforschungslehre eine Ausnahme.³

Der Philosoph Michael Polanyi veröffentlichte vor einigen Jahrzehnten einen Essay, in dem er eine Form von Wissen diskutierte, die er *implizites Wissen* nannte (Polanyi 1985). Er unterschied „Wissen“ von „Können“: Ersteres ist eher intellektueller Natur, es wird überwiegend kognitiv, bewusst angeeignet. „Können“ ist dagegen praktischer Art. Man erwirbt es durch den Nachvollzug einer Tätigkeit, durch wiederholtes Einüben, und es wird mehr unbewusst im und vom Körper erinnert als in den Bewusstseinsstrukturen des Geistes. Es kann wie die Fertigkeiten eines Schnitzmeisters oder einer Balletttänzerin nicht wirklich verbalisiert werden und bleibt deswegen weitgehend „implizit“. An vielen Beispielen

zeigt Polanyi auf, dass wir „mehr wissen als wir zu sagen wissen“ (1985: 14) und dass Wissen eine *tacit dimension* hat (so der englische Originaltitel des Essays).

Angesichts des langen Schweigens der Ethnologen über die Feldforschung könnte man davon ausgehen, dass auch das für die Feldforschung erforderliche Wissen – ich nenne es im Folgenden *Feldforschungswissen* – in erster Linie ein *Können* ist, das gerade nicht im Seminarraum verbalisiert und vermittelt werden kann, sondern das sich jeder Forscher und jede Forscherin „im Feld“ selbst, praktisch und durch Übung aneignen muss. In vieler Hinsicht ist implizites Wissen für die ethnologische Feldforschung tatsächlich zentral. Dies gilt vor allem für die Sprache, die wir erst dann beherrschen, wenn wir gerade nicht mehr jeden Satz im Kopf zusammensetzen, bevor wir ihn äußern, sondern wenn wir einfach sprechen können. Bourdieu (1993: 57ff.) unterscheidet am Beispiel von Sprache und Sprechen theoretisches und praktisches Wissen. Die Kenntnis der Grammatik garantiert nicht, dass man sich in einer Sprache unterhalten kann. Das gilt aber auch für weitere Elemente der „anderen Kultur“, die wir uns weitgehend mimetisch aneignen und einüben, wie etwa Grußformen, Kommunikationsweisen und Bewegungsabläufe, die wir erst dann beherrschen, wenn wir sie inkorporiert haben und nicht mehr bewusst „tun“ müssen. Es geht darum, einen neuen *Habitus* zu entwickeln.

Aber Feldforschung erfordert nicht nur implizites Wissen, *Können*, sondern auch explizites, verbalisierbares Wissen – Wissen, vor allem in Bezug auf Methoden und Techniken, das gelehrt werden kann und an den meisten Instituten heute auch gelehrt wird. Wichtig ist jedoch, Feldforschungswissen nicht auf explizites Wissen zu reduzieren. Feldforschungsunterricht muss einerseits *Wissen* vermitteln, andererseits aber auch einen Raum schaffen, in dem *Können* eingeübt werden kann.

Feldforschung ist mehr als Technik und Methode

Welches Wissen gilt es, im Rahmen von Unterricht zur Feldforschung zu vermitteln? Ich bin der Ansicht, dass Feldforschungswissen weit über Methodenwissen hinausgeht. Natürlich gilt es, Kenntnisse über Techniken der Datenerhebung zu lehren. Die Methoden der Datenerhebung, die Ethnologinnen und Ethnologen in der Feldforschung verwenden, sind jedoch in unterschiedlichem Maße „tech-

nisch“. Bei formalen Methoden wie dem Zensus, der Netzwerkanalyse, Methoden der kognitiven Anthropologie und überhaupt allen strukturierten Befragungen ist der technische Aspekt sehr wichtig. Man muss wissen, wie man einen Fragebogen gestaltet, wie ein Sample ausgewählt wird und was bei der Netzwerkanalyse ein Namensgenerator ist, um valide Daten erheben zu können. Die Methoden, die in der Regel als der Kern der Feldforschung und der Ethnographie überhaupt betrachtet werden, teilnehmende Beobachtung und offene, unstrukturierte Interviews, sind jedoch sehr wenig formalisiert. An ihnen wird das zentrale Merkmal ethnologischer Feldforschung deutlich: Feldforschung findet nicht in einem spezifischen Forschungsraum statt, in einem Labor oder einer Klinik, sondern im sozialen Raum des Lebens der Menschen, mit denen wir arbeiten. Bruno Latour (2000) und andere haben überzeugend dargelegt, dass Wissenschaft generell immer auch ein soziales Unterfangen ist, das nicht allein auf szientistischer Rationalität beruht. Was vor allem für die Naturwissenschaften als ein Manko erscheint, das von den Praktikern der Wissenschaft in der Regel ausgeblendet wird und in einen blinden Fleck verschwindet, ist für die Sozialwissenschaften der Kern ihres ganzen Unternehmens. Für die Sozialwissenschaften ist der „Stoff“, aus dem ihr Untersuchungsgegenstand besteht mit dem „Stoff“, aus dem die Wissenschaft selbst besteht, prinzipiell identisch: Es handelt sich bei beidem um soziale Praktiken, Diskurse und Beziehungen. Während es bei den Naturwissenschaften darum geht, den „human factor“ so weit wie möglich auszugrenzen (was, wie wir wissen, letztlich nicht möglich ist), und Methoden gerade den Sinn haben, Subjektivität auszuschalten, ist das Menschliche, Soziale für die Ethnologie die Methode selbst. Feldforschung ist ein soziales Unternehmen, Feldforschung ist soziale Interaktion (Sökefeld 2006). Nun mag man einwenden, dass formale Methoden wie etwa die Netzwerkanalyse zwar nicht dazu dienen, das Soziale auszuschließen, aber doch, es formal zu objektivieren, berechenbar zu machen und so die Unwägbarkeiten des Sozialen zu reduzieren. Wer jedoch schon einmal versucht hat, potentielle „Informanten“ dazu zu bewegen, sich einer Netzwerkerhebung auszusetzen, lange Reihen von Namensgeneratoren über sich ergehen zu lassen und Fragen zu zahlreichen Alteri zu beantworten, der weiß, dass es hier nicht nur um einen formalen, technischen Vorgang geht. Unsere Forschungs„objekte“ (die eben keine Objekte sind, sondern handelnde Subjekte wie wir auch) haben eine Fähigkeit, die dem Zellkern unter dem Mikroskop des Biologen abgeht: Sie können sich der

Forschung *verweigern*.

Letztlich tun wir während der Feldforschung nichts anderes als das, was wir im „normalen“ Leben auch tun: Wir handeln, kommunizieren und gehen Beziehungen ein. Dabei kann es, wie im normalen Leben auch, Konflikte geben, Stress und Missverständnisse. Der Unterschied ist natürlich, dass wir in der Feldforschung all das tun, um Wissen zu produzieren, und zwar explizites, verbalisierbares Wissen, das festgehalten und veröffentlicht werden soll. Darüber hinaus ist die Feldforschung in das Diskursuniversum der Ethnologie eingebunden und folgt damit nicht allein der praktischen Logik des Sozialen, sondern einer spezifischen theoretischen Logik (bzw. theoretischen Logiken), die den theoretischen Rahmen und damit Erkenntnisziele formuliert und so das „Feld“ der Forschung letztlich konstituiert.⁴ Feldforschung ist demnach eine soziale Praxis, die zwischen den sozialen Feldern des Untersuchungsgegenstandes und der Wissenschaft vermittelt und sie verknüpft.

Begreift man Feldforschung dergestalt als ein soziales Unternehmen, dann muss Feldforschungsunterricht weit mehr beinhalten als die Lehre der Methoden der Datenerhebung, nämlich auch den disziplinären Kontext von der Entwicklung des Feldforschungsparadigmas bis zur Repräsentationsdebatte, die Frage der Konzeption von Forschungsprojekten und -fragen in der Ethnologie sowie die sozialen (und immer auch politischen) Dimensionen und Bedingungen der Feldforschungspraxis selbst. Und schließlich muss es auch um die Frage gehen, wie man mit den erhobenen Daten weiter arbeiten kann und zum Endergebnis der Ethnographie kommt. Das ist ein Thema, das in der ethnologischen Feldforschungsliteratur immer noch zu kurz kommt: Viele Werke beschränken sich auf die Datenerhebung und vernachlässigen die Auswertung der Daten.

Feldforschungslehre in Bern

Im Folgenden möchte ich das Konzept der Feldforschungsausbildung am Institut für Sozialanthropologie der Universität Bern vorstellen, die im Rahmen des Bachelor-Studiums stattfindet und für Studierende im Major obligatorisch ist. Ich habe dieses Programm, das auf vier Semester angelegt war,⁵ entwickelt und in den letzten drei Jahren mehrfach durchgeführt. Die vier Semester der Feldforschungsausbildung gliederten sich in zwei je zweisemestrige Module. Die Metho-

den der Sozialanthropologie (kurz „Methodenübung“ genannt) und die Forschungsübung. Beide Module sind auf Praxis angelegt. Bei der Methodenübung geht es jedoch um einzelne Methoden und Aspekte der Forschung, bei der Forschungsübung dagegen um den Zusammenbau der Einzelaspekte zu studentischen Forschungsprojekten von der Konzipierung über die Durchführung bis zur Auswertung.

Lernziel der Methodenübung ist ein umfassender Überblick über Methoden und Probleme der Forschung. Die Methodenübung besteht aus einem Wechsel von Vorlesungen und Übungen der Studierenden. Sie situiert die Feldforschung im disziplinären Rahmen der Ethnologie, führt in einzelne Methoden der Datenerhebung und -auswertung ein und diskutiert die sozialen und ethischen Dimensionen der Forschung. Einen Überblick über die Themen der Methodenübung gibt Tabelle 1. Der erste Themenblock dient der Einordnung der Feldforschung im historischen und theoretischen Kontext. Zentral ist hier die Diskussion der besonderen Problematik ethnologischer Begriffsbildung, der „doppelten Hermeneutik“ (Giddens 1984) ihrer Konzepte, die sie mit anderen Sozialwissenschaften teilt, sowie der spezifischen Problematik der – oft unklar bleibenden – Abgrenzung von emischen und etischen Begriffen. Wichtig ist unter dem Titel „Ethnographie und Repräsentation“ außerdem die Thematisierung der Entwicklung ethnographischer Repräsentationsformen und Stilmittel sowie ihrer Verortung im – anfänglich noch kolonial verankerten – *Othering*, ihre Kritik und Reflexion seit den 1980er Jahren.

Die Methoden der Datenerhebung werden jeweils in einer Vorlesung vorgestellt. Die Studierenden bekommen dann die Aufgabe, die Methode bis zur nächsten Sitzung anzuwenden, also eine Beobachtungsübung zu machen, ein offenes Interview zu führen oder Netzwerkdaten zu erheben. In der folgenden Sitzung werden die Übungen besprochen, wobei der Schwerpunkt auf den praktischen Erfahrungen und Problemen bei der Durchführung liegt. Im ersten Semester werden mehrere Sitzungen auf strukturierte Befragungen verwendet. Hier geht es nicht nur um die Konstruktion und das Testen von Fragebögen, sondern auch um Typen von Variablen, um Codebücher und Datentabellen. Nach meinen Erfahrungen gehen viele Studierende implizit davon aus, dass die Datenerhebung mittels Fragebogen die einfachste Erhebungsmethode ist. Ein spezielles Lernziel bei diesem Thema ist, genau diese Annahme zu widerlegen und zu vermitteln, wie

schwierig und komplex strukturierte Interviews sind, wie viel Vorwissen und wiederholtes Testen in die Konstruktion von Fragebögen eingehen muss, bis die verwendeten Kategorien klar und eindeutig und die Fragebögen methodisch sauber sind.

Themen der „Methodenübung“

1. Semester:

- Geschichte des Feldforschungsparadigmas in der Ethnologie
- Grundbegriffe von Wissenschaftstheorie und Logik
- Ethnographie und Repräsentation
- Teilnehmende Beobachtung
- Offene Interviews
- Strukturierte Befragungen
- Feldnotizen und Aufzeichnungsmethoden
- Soziale Aspekte des Feldes: Eintritt, rapport, Reziprozität
- Ethik der Feldforschung

2. Semester:

- Biographische Interviews
- Auswertung qualitativer Daten
- Situationsanalyse
- Zensus
- Netzwerkanalyse
- Methoden der kognitiven Anthropologie
- Auswertung quantitativer Daten, Grundbegriffe der Statistik

Aspekte der sozialen Verortung der Forschungspraxis werden im Zusammenhang mit allen Erhebungsmethoden angesprochen, aber auch in einer separaten Sitzung diskutiert. Hier steht der Ort der Forschung als soziales Feld und die sozialen Beziehungen zu den „Informanten“ im Zentrum, die, wie ich an anderer Stelle argumentiert habe, nicht nur Informationen liefern, sondern Interaktionspartner sind (Sökefeld 2006). Es geht darum, Interaktionen in der Forschung als soziale

Interaktionen zu begreifen, die sich nicht grundsätzlich von sozialer Interaktion außerhalb der Forschung unterscheiden und zum Beispiel ein gewisses Maß an Reziprozität erfordern. Zum Abschluss des ersten Semesters werden ethische (und politische) Fragen der Feldforschung besprochen. Es geht um die Geschichte der Feldforschungsethik in der Ethnologie, um die Entwicklung ethischer Kodizes, aber vor allem um die oft schwierige Frage der Umsetzung von Normen in die konkrete Forschungspraxis in differenzierten Forschungsfeldern: Wie weit lässt sich zum Beispiel in von starkem Machtgefälle strukturierten Feldern die Norm des *informed consent* umsetzen, oder wo endet die Neutralität des Ethnologen in konfliktgeprägten Feldern?

Das zweite Semester setzt den Rhythmus von Einführungen in Erhebungsmethoden und praktischen Übungen fort. Hinzu kommt ein Überblick über die qualitative und quantitative Datenauswertung.

Die zweisemestrige Forschungsübung verfolgt das Lernziel, dass die Studierenden den gesamten Prozess ethnologischer Forschung selbst durch „spielen“ und damit praktische Erfahrung sammeln, von der Konzeption der Fragestellung über die Methodenwahl und die Datenerhebung bis zur Auswertung und zum Schreiben eines Forschungsberichts. Die Studierenden können sich frei ein Thema wählen, zu dem sie in kleinen Gruppen (ideal sind zwei oder drei Teilnehmer) empirisch arbeiten wollen. Die Auswahl der Forschungsthemen und die Formulierung von Forschungsfragen dauern in der Regel mehrere Wochen. Im Sinne der Operationalisierbarkeit müssen hier die anfänglich oft sehr hochfliegenden Pläne der Studierenden unter pragmatischen Gesichtspunkten konkretisiert und meist reduziert werden. Da für die Kurzzeitforschungen im Rahmen des BA keine Reise-mittel zur Verfügung stehen, müssen die Vorhaben in der näheren Umgebung realisiert werden können. Auch im sozialen Sinn muss das gewünschte „Feld“ zugänglich sein. Trotzdem haben Studierende manchmal Themen mit schwierigerem Feldzugang wie Obdachlosigkeit und Prostitution gewählt und auch durchgeführt. Meist schwierig aber unerlässlich ist der Übergang von einem allgemeinen Forschungsthema zu einer konkreten, beantwortbaren Forschungsfrage. Die Forschungsfrage dient als Ausgangspunkt für die Entwicklung eines Konzeptes. Von ihr lässt sich ableiten, welche Daten erhoben werden müssen, um die Frage zu beantworten, und welche Methoden angewendet werden können, um diese Daten zu erheben. Der größte Teil des ersten Semesters der Forschungs-

übung dient der Entwicklung eines Exposés, das in Grundlinien den Punkten und Kriterien folgt, die bei der Beantragung eines Forschungsprojektes beim Schweizer Nationalfonds oder der Deutschen Forschungsgemeinschaft beachtet werden müssen (Stand der Forschung, Vorarbeiten, Methoden, Arbeitsprogramm). Die Exposés werden in der Übung von allen Teilnehmern gelesen und diskutiert und danach weiter überarbeitet. Auf der Grundlage der konkreten Projekte werden auch noch einmal soziale und ethische Aspekte der Vorhaben besprochen. Die Exposés bilden die Grundlage für die Datenerhebung, die in den Semesterferien stattfindet und ungefähr zwei Wochen Vollzeittätigkeit entsprechen soll.

Das Auswertungssemester beginnt mit einer Schreibwerkstatt, in der verschiedene Schreibtechniken erprobt werden. Dahinter steht die Auffassung, dass Schreiben nicht erst den Endprozess der Auswertung darstellt, sondern dass Schreiben selbst eine wichtige Technik der Auswertung ist, die zum Beispiel dazu zwingt, vermutete Zusammenhänge genau zu formulieren und nachvollziehbar zu begründen. Die Studierenden bekommen die Aufgabe, einen Kurzbericht über die Forschung zu verfassen, der eine Darstellung der Vorgehensweise, Methodenreflexion, einen Abriss der erhobenen Daten und Ideen für die Auswertung beinhaltet. Diese Berichte werden wieder in der Übung vorgestellt und diskutiert. Sie bilden den Kern, um den herum die abschließenden Forschungsberichte geschrieben werden.

Der Weg bis zum Forschungsbericht wird in einem Zeitplan in kleine methodische Teilschritte unterteilt: die Aufarbeitung der Daten (transkribieren, Datentabellen anlegen), thematisches Sortieren, Entwickeln von Kategorien für die Auswertung, Codieren der Daten, Herausarbeiten von Zusammenhängen. Hilfsmittel für die Auswertung (Auswertungsjournal) und konkrete Analyseschritte werden vorgestellt. Die vorgestellten (qualitativen) Analyseverfahren orientieren sich an den Methoden der *Grounded Theory*, die ein ähnlich offenes Forschungskonzept verfolgt wie die induktiven Ansätze in der Ethnologie, im Unterschied zur Ethnologie aber nicht nur die Datenerhebung, sondern auch die Auswertung qualitativer Daten thematisiert und dafür Verfahren entwickelt hat, die sich gut auf die Ethnologie übertragen lassen. Einzelne Verfahrensschritte wie etwa die mikroskopische Analyse (Strauss und Corbin 1998) und die Entwicklung von Kategorien werden in der Übung am selbst erhobenen Datenmaterial ausprobiert. In Anlehnung an John van Maanens *Tales of the Field* (1988) werden verschiedene Stile

ethnographischen Schreibens diskutiert und schließlich am Semesterende die Forschungsergebnisse vorgestellt.

„Waschlappen und Rabenmütter“: Projekte der Studierenden

Bei der Forschungsübung steht der Aspekt der Einübung der Forschungspraxis im Vordergrund, die inhaltlichen Themen der einzelnen Projekte sind mehr Mittel zum Zweck. Trotzdem sind auch im eingeschränkten Rahmen der Forschungsübung immer wieder inhaltlich sehr interessante Projekte zustande gekommen. Um zu zeigen, dass die Kurz-Projekte der Studierenden im BA durchaus spannend sind und zu interessanten Ergebnissen führen können, möchte ich hier stellvertretend zwei studentische Forschungen kurz vorstellen.⁶ Das erste Projekt hatte Familienmodelle und familiäre Arbeitsteilung zum Gegenstand. Laura Affolter und Martina Locher wollten herausfinden, welche Motivationen Eltern haben, die nach einem „egalitär-familienbezogenen Modell“ leben, in dem sich beide sowohl die Erwerbs- als auch die Familienarbeit teilen, wie sie dieses Modell umsetzen, und wie ihr soziales Umfeld darauf reagiert (Affolter und Locher 2007). Sie interviewten vierzehn Elternpaare, die über die gesamte (Deutsch-)Schweiz – sowohl im ländlichen als auch im städtischen Raum – verstreut leben, zunächst mit einem Fragebogen, dann mit einem Leitfaden, und baten sie schließlich, zwei Wochen lang ein Tagebuch zu führen, in dem die Partner ihre Tätigkeiten im Haushalt, in der Kinderbetreuung und in der Erwerbsarbeit festhielten. Dieses Projekt war recht typisch für die meisten studentischen Forschungsprojekte, weil sein Feld keinen eigenen sozialen Zusammenhang hatte: Die meisten befragten Paare kannten sich nicht untereinander. Das „Feld“ wurde in erster Linie durch die Forschung selbst und durch die Auswahl der GesprächspartnerInnen konstituiert. Andererseits wurde das Feld aber auch durch das in der Schweiz vorherrschende Modell von Familie und Geschlechterbeziehungen strukturiert: Es ist hier weitgehend „normal“, dass die Mutter zu Hause bleibt und die Kinder hütet, während der Vater der Erwerbstätigkeit nachgeht. Außerfamiliäre Kinderbetreuung („Fremdbetreuung“ genannt) ist kaum verfügbar, wird von vielen Eltern aber auch abgelehnt. So mussten viele der befragten Elternpaare einer strikten Organisation des Alltags folgen, um tatsächlich Familien- und Erwerbsarbeit teilen zu können, und viele waren zudem auf Unterstützung durch die Großeltern ange-

wiesen. Für mich überraschend begründeten einige Elternpaare das von ihnen gewählte Familienmodell unter anderem damit, dass sie „Fremdbetreuung“ für ihre Kinder ablehnten. Die befragten Familien sahen den Vorteil des Modells in erster Linie darin, dass es beiden Eltern ermöglicht, sehr enge Beziehungen zu den Kindern zu entwickeln. Der Nachteil bestand unter anderem in der beruflichen Situation: Die erforderliche Teilzeitarbeit beschnitt die Karrieremöglichkeiten. Die Reaktion des sozialen Umfeldes in Familie, Beruf und Wohnumfeld reichte von (anfangs skeptischer) Akzeptanz bis zu Ablehnung, die darin gipfelte, dass die Frauen als „Rabenmütter“ bezeichnet werden, weil sie sich nicht ganztags selbst um ihre Kinder kümmern, die Väter dagegen als „Waschlappen“, weil sie mit den Kindern im Sandkasten spielen, anstatt einer „richtigen“ Arbeit nachzugehen.

Im zweiten Projekt, das ich hier vorstellen möchte, untersuchten Fabienne Glatthard und Anne-Sophie Holliger die Bedeutung der Alpwirtschaft und insbesondere des Alpaufzugs für die Bauern des Diemtigtals im Berner Oberland (Glatthard und Holliger 2007). Dieses Projekt glich am ehesten dem traditionellen Modell ethnologischer Feldforschung, weil die beiden Studentinnen für die Forschung ins Diemtigtal zogen und nicht von ihrem eigenen Wohnort ins „Feld“ pendelten. Sie fragten nach dem Zusammenhang zwischen der wirtschaftlichen Bedeutung der Alpwirtschaft und den damit verbundenen Traditionen und erhoben mit halbstrukturierten Interviews mit Bäuerinnen und Bauern, die im Sommer die Alpen bewirtschaften, die recht komplexen Regeln der Alpbewirtschaftung und der „Kuhrechte“⁷. Per Schneeballsystem vermittelten ihnen ihre InterviewpartnerInnen weitere Gespräche. Ergänzend wurden auch noch offene Interviews mit Lokalhistorikern geführt. Die beiden Forscherinnen stellten fest, dass nur noch die wenigsten Bauern den ganzen Sommer auf der Alp verbringen. Die meisten werden von Arbeitskräftemangel, bedingt unter anderem durch kleinere Familien, dazu gezwungen, täglich zwischen dem Talbetrieb und der Alp zu pendeln. Auf der Alp fehlt damit die Zeit, die früher für die Pflege der Landschaft verwendet wurde. Ein Teil der Bauern bringt das Vieh nicht mehr im traditionellen Alpaufzug zu Fuß in die Berge, sondern transportiert es mit Lastwagen. Das hat unter anderem damit zu tun, dass ein Unwetter im Sommer 2005 viele Wege zerstörte, die noch nicht wieder hergestellt sind und daher weite Umwege erforderlich machen, die zu Fuß nicht bewältigt werden können, aber auch damit,

dass der traditionelle Aufzug für das Vieh sehr anstrengend ist und seine Milchleistung in den Tagen danach stark abnimmt. Die ökonomischen Erfordernisse führen dazu, dass die Alpbräuche weniger praktiziert werden. So wird auch das Schmücken der Kühe beim Alpbetrieb am Ende des Sommer immer häufiger unterlassen, sei es, weil keine Zeit mehr dafür da ist, oder weil den Kühen die Hörner, an denen der Schmuck befestigt wird, abgeschnitten wurden, damit sie sich im Freilaufstall des Talbetriebes nicht verletzen. Viele Bauern trauern dem nach, denn für sie war der Kuhschmuck ein symbolischer Ausdruck des Dankes nach der Alpperiode.

Ist Kurzzeitfeldforschung sinnvoll?

Feldforschungswissen – im engen Sinne expliziter, verbalisierter Kenntnisse von Methoden, Theorien usw. – kann im Rahmen des normalen Unterrichts gelehrt werden. Die Vermittlung von *Können* ist im Seminarraum jedoch kaum möglich. Für die Vermittlung von Wissen standen im Berner Modell vier Semester zur Verfügung. Der Erwerb des *Könnens* konnte nur im Rahmen der zweiwöchigen Phase der Datenerhebung stattfinden. Dieser Zeitraum ist sehr kurz und widerspricht dem klassischen Modell ethnologischer Feldforschung, das auch heute noch von einer langfristigen Anwesenheit der Forscherin oder des Forschers im Feld ausgeht.

So stellt sich die Frage, was in dieser eingeschränkten Zeit überhaupt gelernt werden kann. Vielleicht ist es zunächst einfacher zu sagen, was wenig gelernt wird: Das klassische Modell der Feldforschung beinhaltet eine Phase der langsamen Annäherung an den Forschungsgegenstand, in welcher der Gegenstand sozusagen langsam umkreist und von verschiedenen Blickwinkeln in Augenschein genommen wird; eine Phase, in der häufig die konkreten Fragen der Forschung erst Gestalt annehmen. Für diese explorative Phase ist bei der Zwei-Wochen-Forschung schlicht keine Zeit. Somit gehen die Studierenden mit Fragen ins Feld, die sie zuvor am Schreibtisch entwickelt haben. In manchen Fällen hatten sie schon vor Beginn der Datenerhebung Kontakte zu möglichen Gesprächspartnern geknüpft und Vorgespräche geführt. In diesen Fällen wurde die Fragestellung durch die Konfrontation mit der „Realität“ in mancher Hinsicht angepasst. Das war jedoch nicht die Regel. Häufiger kam es vor, dass die Studierenden erst bei der

Datenerhebung merkten, dass sie sich unrealistische Vorstellungen gemacht hatten und nun im Feld die Fragestellung und vielleicht auch die Methoden ändern mussten. Zweitens ist im Rahmen der Kurzzeitfeldforschung teilnehmende Beobachtung schwierig. Das liegt zum einen daran, dass die Studierenden nicht wirklich im Untersuchungsfeld wohnen (von Ausnahmen wie der oben geschilderten abgesehen) und daher teilnehmende Beobachtung im Feld nicht „von selbst“ stattfindet. Teilnehmende Beobachtung müsste also mehr strategisch geplant werden. Dazu müsste man das Feld erst besser kennen lernen, damit man weiß, wo man was beobachten kann, und dazu reicht wieder die Zeit kaum. Daraus folgt, dass die meisten Forschungen stark interviewlastig waren, denn Interviews lassen sich gut im Voraus organisieren und planen. Sie haben eine begrenzte Dauer – man weiß wann sie anfangen und wann sie vorbei sind –, was bei der teilnehmenden Beobachtung oft schwieriger ist. Zweitens sind Interviews in der Wahrnehmung der Studierenden weniger „invasiv“; man rückt den Betroffenen nicht ungefragt auf den Pelz. Auch hier würde vermutlich eine längere Forschungszeit dazu führen, dass diese Scheu verloren geht. Drittens wird in einem Interview unmittelbar „Wissen“ produziert: Man kann das Interview transkribieren und hat dann einen Text mit „Informationen“. Bei der Beobachtung ist dagegen zunächst unklar, was ihr Wissensgehalt ist, was überhaupt wahrgenommen und festgehalten werden soll.

Die Zwei-Wochen-Feldforschung, die im Rahmen des BA-Studiums möglich ist, hat also ganz entscheidende Mängel. Ist sie trotzdem sinnvoll? Ich denke schon. Trotz aller Mängel ermöglicht die Kurzzeitfeldforschung *Forschungserfahrung*. Die Erfahrung liegt in der unmittelbaren Konfrontation mit den Forschungssubjekten und im Bemühen, das am Schreibtisch konzipierte Projekt mit seinen Methoden im Feld selbstständig in die Forschungspraxis umzusetzen. Beides lässt sich eben im Seminarraum nicht simulieren. Trotz aller von mir geäußerten Bedenken waren viele Studierende vor Beginn der Datenerhebung immer noch der Ansicht, dass ein Fragebogen ein einfaches und praktisches Instrument der Datenerhebung sei. Die meisten haben dann nach den ersten Tagen der Forschung ihre Meinung geändert: Sie merkten, dass die standardisierten Fragen nicht von allen Gesprächspartnern gleich verstanden wurden, dass nicht alle Fragen beantwortet wurden und dass die erhobenen Daten in vielen Fällen nicht brauchbar waren.

Wichtiger noch ist vielleicht die praktische Erfahrung für die sozialen Aspekte der Forschung. Der Zugang zum Feld muss *praktisch* gefunden werden. Es gibt möglicherweise formelle, in jedem Fall aber informelle Hürden zu überwinden. In einigen Projekten wollten Studierende in Schulen forschen und brauchten eine Genehmigung der Schulleitung, die ihnen zum Teil verweigert wurde. Es gilt zu überlegen, welche sozialen Beziehungen man nutzen kann, um sich dem Feld anzunähern und Zugang zu finden. Institutionen waren häufig hilfreich, aber auch hier mussten konkrete Personen erst davon überzeugt werden, dass das Projekt sinnvoll ist und dass den Studierenden geholfen werden muss. Und schließlich muss man die Begegnung mit den potentiellen Interaktionspartnern so gestalten, dass sie bereit sind, mitzumachen. In vielen Feldern – und zwar nicht nur bei Themen wie Obdachlosigkeit, Illegalität und Prostitution – ist hier mehr Werben um Vertrauen und Kooperation erforderlich, als man sich zunächst vorstellt. Es ist ein Unterschied, ob man im Unterricht den anderen Studierenden das eigene Forschungsvorhaben erläutert oder ob man im Feld mögliche Gesprächspartner anspricht und ihnen erklärt, was man machen möchte, sie um ein Interview bittet und im Gespräch „Daten sammelt“. Man muss sich auf den Gesprächspartner einstellen, sein Abschweifen in Kauf nehmen oder versuchen, ihn zum gewünschten Thema wieder zurück zu bringen. Man erfährt, dass Gesprächspartner oft ausgerechnet dann ausweichen, wenn die für das eigene Projekt wichtigsten Themen zur Sprache kommen sollen. Man erfährt, dass es nicht immer leicht ist, ein Gespräch so zu führen, dass man die gewünschten Informationen erhält, und dass der Gesprächspartner eben nicht einfach ein „Informant“ ist, sondern ein Interaktionspartner mit eigenen Ideen, Interessen, Erwartungen und Absichten. Man merkt möglicherweise, dass sich die Erwartungen der Interaktionspartner kaum erfüllen lassen, und auch damit muss man umgehen lernen.

Die Studierenden müssen in die professionelle Rolle des Forschers oder der Forscherin schlüpfen und versuchen, eine gute Balance zwischen Nähe und Distanz zu den Gesprächspartnern zu finden. Sie werden mit Fragen nach der eigenen Position konfrontiert und vielleicht auch mit der Forderung, für die Forschung etwas zurück zu geben.

Die Erfahrung geht nach dem Ende der Datenerhebung weiter: Sie sind mit dem selbsterhobenen Material konfrontiert, das häufig ziemlich chaotisch und diffus ist und bei dem keineswegs immer selbstevident ist, was darin eigentlich

„Daten“ sind und was nicht. Sie müssen versuchen, diese „Daten“ sinnvoll zu interpretieren und sich überlegen, was man auf ihrer Basis eigentlich aussagen kann und was nicht. Häufig wollen Gesprächspartner im Feld Einblick in die Daten haben – auch in solche, die mit anderen Gesprächspartnern erhoben wurden. Wie geht man damit um? Schließlich müssen sich die Studierenden überlegen, was sie davon *schreiben* und veröffentlichen können, welche Daten sich anonymisieren lassen, welche nicht, und was das möglicherweise zur Folge haben kann.

Schließlich ermöglicht die Arbeit im Forschungsteam auch das Erlernen der berüchtigten *Soft Skills*, auf die der BA ja gerade Wert legen soll: Die Arbeit in kleinen Teams erfordert gute Organisation, Kommunikation und Abstimmung untereinander, die Teammitglieder müssen auch untereinander Vertrauen entwickeln, da zum Beispiel die Daten ausgetauscht werden. Die Forschungsübung erfordert die längerfristige gemeinsame Arbeit an einem gemeinsamen Projekt, was in dieser Form in keinem anderen BA-Modul stattfindet.

Schluss

Feldforschungswissen umfasst – in Polanyis Begriffen – sowohl *Wissen* als auch *Können*. Wenn man Feldforschung nicht als eine „Initiation“ begreift, in der die Initianten allein auf sich gestellt *alles* selbst herausfinden müssen, dann ist Feldforschungslehre unerlässlich. *Können* kann nur durch Erfahrung gelernt werden, durch Versuch und Irrtum. Irrtümer und Fehlschläge sind für den Lernprozess entscheidender als Erfolge, denn während man Erfolge einfach für sich reklamieren kann, ohne groß über sie nachzudenken, zwingen Fehlschläge dazu, zu reflektieren, wo der Fehler lag und wie man ihn vermeiden kann – um es dann noch einmal zu probieren. Auch bei guter Vorbereitung bleibt noch genug vom Initiationscharakter der ersten Feldforschung.

Feldforschungswissen umfasst außerdem viel mehr als technisches Methodenwissen. Für die Ethnologie, deren Forschung nicht im Labor, sondern im wirklichen Leben stattfindet, ist vor allem die Diskussion der sozialen Aspekte des Feldes und der Forschung unverzichtbar für eine gute Vorbereitung.

Der Zeitdruck der Übungsforschung, der immer auch ein unbefriedigendes Gefühl zurück lässt, ist nicht nur ein Nachteil. Sie vermittelt nicht ein völlig unrealistisches Bild einer „richtigen“ Feldforschung. Tatsächlich wird Mali-

nowskis Modell der lokalisierten Langzeitfeldforschung auch von professionellen Ethnologen heute längst nicht immer praktiziert.⁸ Meine derzeitige Forschung zur Kaschmiri-Diaspora besteht aus einer Aneinanderreihung von lediglich mehrwöchigen Aufenthalten in England, Pakistan und Indien. Die Verkürzung der Forschung, die nicht nur ich erlebe, hat einerseits praktische Gründe (Auftraggeber wollen schnell Ergebnisse haben oder man kann angesichts von Lehrtätigkeit etc. einfach nicht mehr Zeit erübrigen), aber auch konzeptionelle, und meistens kommen beide zusammen. Die konzeptionellen Gründe liegen in der Veränderung der Idee des *Feldes* selbst: Je mehr das „Feld“ die räumlichen Konturen verliert, desto enger werden zeitliche Grenzen gezogen. Heute ist nur noch ein Teil der Feldforschungen tatsächlich auf *einen* Ort beschränkt. Da soziale Beziehungen und kulturelle Phänomene Lokalitäten überschreiten, wird *multi-sited ethnography* (Marcus 1995) immer mehr zum Standard. Da die für eine Forschung insgesamt aufgewendete Zeit aber kaum ausgeweitet werden kann, bleibt notwendigerweise für den einzelnen Ort umso weniger Zeit übrig, je mehr verschiedene Orte eine Forschung berücksichtigen muss. Im Paradigma der *multi-sited ethnography* wird auch die Langzeitfeldforschung immer mehr zur (mehrfachen) Kurzzeitforschung. In der Zeitschrift *Social Anthropology* diskutierten George Marcus und Judith Okely kürzlich über die Frage, wie kurz Feldforschung sein kann (Marcus und Okely 2007). Während Okely das klassische Modell verteidigt – auch um die Ethnologie vor wachsenden Forderungen zu schützen, schnell verwertbares Wissen zu produzieren –, weist Marcus darauf hin, dass Feldforschung, egal wie lange sie dauert, immer unvollständig bleibt. Diese Erfahrung kann sicher jeder Feldforscher bestätigen. Das bedeutet natürlich nicht, dass die Langzeitfeldforschung ersatzlos gestrichen werden kann, wohl aber, dass eine kurze Forschung meist besser ist als gar keine.

Anmerkungen

¹ Die *Notes and Queries* stammen ursprünglich aus der Zeit der „Lehnstuhl-Ethnologie“, als die Ethnologen noch nicht selbst „ins Feld“ gingen, um Daten zu sammeln. So waren sie gedacht als Anleitungen für Missionare, Kolonialbeamte usw., die für die Ethnologen Informationen zusammentrugen. Die letzte (die sechste) Ausgabe der *Notes and Queries* (1951) enthält immerhin zwanzig Sei-

ten zu Forschungstechniken.

- ² Siehe zum Beispiel Powdermaker 1967, Golde 1970, Wax 1971. Freilich versuchte immerhin, in seinem Sammelband die Feldforschungserfahrungen der Autoren zu systematisieren und so über die je individuellen Feldforschungsgeschichten hinaus zu gehen (Freilich 1970).
- ³ Zum Feldforschungspraktikum am Institut für Ethnologie in Hamburg siehe Kokot und Sökefeld 2004.
- ⁴ Zur Unterscheidung von theoretischer und praktischer Logik siehe Bourdieu 1993: 147ff.
- ⁵ Ab dem Herbstsemester 2008 wird die Feldforschungsausbildung in Bern auf drei Semester reduziert.
- ⁶ Beide Projekte wurden im Rahmen der Forschungsübung 2006/07 durchgeführt.
- ⁷ Die Kuhrechte geben die Zahl der Tiere an, die auf der Alp „gesömmert“ werden dürfen und dienen als Maß für den Weidebedarf der Tiere. Pro Kuhrecht darf eine Milchkuh auf die Alp geschickt werden bzw. eine entsprechende Anzahl von Tieren mit geringerem Weidebedarf. Ein Kuhrecht entspricht sechzehn „Füßen“: Ein Kalb wird mit vier Füßen verrechnet, eine „Gutschi“, d.h. Kuh, die noch nicht gekalbt hat, also keine Milch gibt, mit acht Füßen und ein Schwein mit einem Fuß. Für ein Kuhrecht dürfen also z.B. statt einer Milchkuh auch eine Gutschi und zwei Kälber auf der Alp sömmern.
- ⁸ Penn Handwerker hat sogar ein eigenes Handbuch für quick ethnography veröffentlicht (Handwerker 2001).

Literatur

Affolter, Laura; Martina Locher (2007). Rabenmütter und Waschlapen. Eine Studie über das egalitär-familienbezogene Modell. Forschungsbericht, Institut für Sozialanthropologie, Universität Bern.

- Bourdieu, Pierre (1993). *Sozialer Sinn: Kritik der theoretischen Vernunft*. Frankfurt, Suhrkamp.
- Bowen, Elenore Smith [Laura Nader] (1954). *Return to Laughter: An Anthropological Novel*. New York: Harper.
- Evans-Pritchard, Edgar Evan (1940). *The Nuer: A Description of the Modes of Livelihood and political institutions of a Nilotic People*. Oxford, Oxford University Press.
- Freilich, Morris (Ed.) (1970). *Marginal Natives: Anthropologists at Work*. New York, Harper and Row.
- Giddens, Anthony (1984). *Verstehende Soziologie*. Frankfurt, Campus.
- Glatthard, Fabienne; Anne-Sophie Holliger (2007). *Alpwirtschaft und ihre Traditionen im Dialog: Von Kuhrechten, Treicheln und Käsevermarktung*. Forschungsbericht, Institut für Sozialanthropologie, Universität Bern.
- Golde, Peggy (1970). *Women in the Field: Anthropological Experiences*. Chicago, Aldine.
- Handwerker, W. Penn (2001). *Quick Ethnography*. Lanham, AltaMira Press.
- Kokot, Waltraud; Martin Sökefeld (2004). *Feldforschung: Anmerkungen und Erfahrungen zum Praktikum am Hamburger Institut für Ethnologie*. Ethnoscripts 6, Nr. 2.
- Latour, Bruno (2000). *Die Hoffnung der Pandora*. Frankfurt, Suhrkamp.
- Malinowski, Bronislaw (1967). *A Diary in the Strict Sense of the Term*. London, Routledge and Kegan Paul.
- Marcus, George (1995). *Ethnography in/of the World System: the Emergence of Multi-sited Ethnography*. *Annual Review of Anthropology* 24: 95-117.
- Marcus, George; Judith Okely (2007). *Debate: How Short Can Fieldwork Be?* *Social Anthropology* 15: 353-367.
- Notes and Queries (1951). *Notes and Queries on Anthropology*. Sixth Edition, re-

vised and rewritten by a committee of the Royal Anthropological Institute of Great Britain and Ireland. London, Routledge and Kegan Paul.

Pelto, Pertti J. (1970). *Anthropological Research: The Structure of Inquiry*. New York, Harper and Row.

Polnanyi, Michael (1985). *Implizites Wissen*. Frankfurt, Suhrkamp.

Powdermaker, Hortense (1967). *Stranger and Friend: The way of an Anthropologist*. London, Secker and Warburg.

Radcliffe-Brown, A. R. (1952). *Structure and Function in Primitive Society*. London, Cohen & West.

Sökefeld, Martin (2006). *Interaktionspartner im Vergleich: Ali Hassan und Mohammad Abbas in Gilgit*. *Ethnoscripts* 8, Nr. 2: 7-29.

Stagl, Justin (1985). *Feldforschung als Ideologie*. In: Fischer, Hans (Ed.): *Feldforschungen. Berichte zur Einführung in Probleme und Methoden*. Berlin, Reimer: 289-310

Strauss, Anselm; Juliet Corbin (1998). *Basics of Qualitative Research: Techniques and Procedures for Developing Grounded Theory*. Thousand Oaks, Sage

Van Maanen, John (1988). *Tales of the Field: On Writing Ethnography*. Chicago, University of Chicago Press.

Wax, Rosalie H. (1971). *Doing Fieldwork: Warnings and Advice*. Chicago, University of Chicago Press.

Dr. Martin Sökefeld hat als Assistenzprofessor am Institut für Sozialanthropologie der Universität Bern gearbeitet und ist seit Oktober 2008 Professor für Ethnologie an der Ludwig-Maximilians-Universität München.